

The background of the cover is a black and white photograph of a woman with glasses looking down at a bouquet of tulips. The scene is partially obscured by large, jagged black paper cutouts that resemble leaves or petals. At the top, the word 'Worte' is written in a pink, typewriter-style font inside a pink rounded rectangle. At the bottom, the author's name and title are displayed in white and pink text on dark grey rectangular backgrounds.

Worte

THOMAS KLOCKMANN

RENDEZVOUS-MANÖVER

oder

DU UND ICH UND ALLES
WAS ES SONST NOCH SO GIBT

Thomas Klockmann

RENDEZVOUS-MANÖVER

... immer dazwischen niemals ...

Thomas Klockmann

RENDEZVOUS-MANÖVER

oder

Du und ich

und alles, was es sonst noch so gibt

*Bildgeschichten + Kunstbetrachtungen
zwischen Kurzprosa und Besinnungsaufsatz*

Hallo (Auge und Ohr) 6

Du und ich und alles, was es sonst noch so gibt 8

Moderne Kunst 10

Mutter-und-Kind-Wiedervereinigung 12

Wenn ich einmal gar nichts mehr habe 14

Papierflieger 16

About a Boy 18

Nadelstiche 21

Die Frau mit den Mangoblüten 23

Hast du mein Sexspielzeug gesehen? 24

(Mein) Frauenbild 27

Go with the Wind 29

Personal Kabbala 30

Die Religion meines Stammes (Nothing ever happened) 32

Pelikan 35

Ein Film über mich (Volker Koepp) 36

–

Sunday Printer –

oder einmal Goethe über Beatles und zurück 40

Hausarbeit und andere Träumereien 42

Andy Warhol (USA) 44

Am Anfang war der Nylonstrumpf 48

–

Deleted Scene: Listen to the Band 57

HALLO (AUGE UND OHR)

Sehen wir jetzt mal – je nach Jahreszeit – von einer Tüte Eis oder gebrannten Mandeln und einem liebevoll um die Schultern des Freundes gelegten Arm ab, so erreichen uns viele angenehme Empfindungen vor allem durch Auge und Ohr. Ein freundliches, wahres, vielleicht auch tröstendes Wort – zur rechten Zeit gesprochen – kann Wunder wirken.

Der Autor des Johannesevangeliums ging ja bekanntlich soweit, das Wort ganz allgemein an den Anfang von überhaupt „*allem*“ zu stellen. Was er über das Bild dachte, ist – soweit ich weiß – allerdings gar nicht überliefert.

Ich meine: gut, wir werden mit Augen und Ohren geboren und das spricht ja schon mal dafür, dass wohl beide ihren Sinn haben. Und die Frage, was nun wirklich am Anfang war: ist sie wirklich so entscheidend? Ich mag jedenfalls ganz einfach Bilder, die sich auch einmal von ein paar Worten begleiten lassen, ohne gleich beleidigt zu sein – und ich mag Worte und die Bilder, die sie in uns aufrufen.

Jetzt erstmal ein paar Worte:

Ich ging noch in die dritte oder vierte Klasse der Volksschule – aber schon allein über den Weihnachtsmarkt. Im Schatten der neuen Post, die an der Stelle des alten, im Krieg zerstörten Gebäudes an der Südseite des Marktplatzes errichtet worden war, zauberte ein Schausteller die bunten Bilder aus ›Stern‹ und ›Constanze‹ mit Nitroverdünner aus den Heften heraus auf weiße Bögen.

Ich glaube, da hat es angefangen. 35 Jahre später hatte ich meine eigene Siebdruckwerkstatt. Die Motive vieler Arbeiten, die dort entstehen, sind allerdings nicht direkt aus der Zeitung geklaut oder wie man heute sagt: gesampelt.

Sie erzählen übrigens Geschichten von der Suche nach einem schönen Leben, von Erkenntnis und kleinen Fluchten. Einige dieser Geschichten, die mehr oder weniger gleichzeitig mit den Bildern auf die Welt gekommen sind, versammelt das vorliegende Lesebändchen. Zum Ende hin schließen vier allgemeinere Betrachtungen und eine Zugabe die Sache ab

E.T. ist mein Pate, meine Hebamme die Lorelei. Wenn ich nicht am Steuer träume, dann eben vor dem Bildschirm. Die Fußballweltmeisterschaft läßt mich nicht kalt. Kleinstfundstücke aus dem Flohmarktregal der Stadtteilbücherei kommen bei mir groß raus. Eine freundliche, heiter-traurige Melodie begleitet die Fahrt an den Rand der Ewigkeit. Da wohnt doch meine kleine Lady. Andy und Steve grüßen. Das Rennen ist in vollem Gang. Christophorus winkt von der anderen Seite des Flusses. Ein Rendezvous-Manöver fordert meine volle Aufmerksamkeit.

In 15 Sekunden ist alles vorbei – den Rest erkläre ich euch später.

DU UND ICH UND ALLES WAS ES SONST NOCH SO GIBT

Was einige Tiere über uns denken, das habe ich einmal auf einer Postkarte gelesen: wenn der Hund sieht, wie das Trockenfutter in seinen Napf fällt, fühlt er: Herrchen kümmert sich um mich, ER muss ein Gott sein. Wenn einer Katze der Teller mit dem gekochten Dorsch hingestellt wird, denkt sie allerdings: ICH muss ein Gott sein – die Menschen kümmern sich um mich.

Ich selber erinnere mich gar nicht mehr so genau daran, was ich empfunden habe, als mir der erste Hunger – und wohl auch noch manch späterer – gestillt wurde. Irgendwie werde ich es wohl mit meiner Mutter in Verbindung gebracht haben. Wir leben anscheinend in einer Welt, in der wir uns umeinander kümmern müssen, sonst geht es wohl nicht.

Kennt ihr noch die Liedzeile (singend lesen) „Ich hab keine Lust, meine Pflicht zu erfüllen, für dich nicht, für mich nicht, lalallalalah...?“ Wer hat das gesungen? Richtig, das war Nina Hagen und es klingt ja ein bißchen asozial. Wenn man es aber mal genau bedenkt, hat sie damit uns allen ein Geschenk machen wollen:

Eigentlich meint sie nämlich: Wir haben die Pflicht, unsere Lust zu erfüllen! Also glücklich zu sein oder zu werden. Aber wie geht das? Die Antworten auf diese Frage fallen erfahrungsgemäß sehr unterschiedlich aus. In Tibet soll es Mönche geben, die Stempel, auf denen heilige Szenen ihres Glaubens eingeschnitzt sind, wieder und wieder in das vorüberfließende Wasser der Gebirgsbäche tauchen, um dem Universum mitzuteilen: Hey, ich hab es begriffen – du auch?

Muss eigentlich immer irgendjemand wissen, nun da wir schon mal hier sind, dass es uns gibt, dass wir etwas anbieten oder brauchen? Kann ich nicht ganz allein in meinem Garten sitzen oder Beeren sammeln, unter dem Baum schlafen und – so Gott will – morgens wieder aufwachen? So einen kenne ich, ehrlich gesagt, nicht – na, ja, ist ja auch klar, er lebt eben ganz allein.

Bei mir ist es so: Ich habe zum Beispiel Lust, euch diese Geschichte vorzulesen. Ohne euch ist sie irgendwie nichts.

MODERNE KUNST

Bilder sind so allgegenwärtig. Sollte es stimmen, dass Augen irgendwann mal dazu da waren, in der blauen Lagune Futter und Unterschlupf zu finden und vor Fressfeinden rechtzeitig und am besten erfolgreich davonzuschwimmen, so ist inzwischen noch etwas dazugekommen: Bilder überdauern den Augenblick und ich kann mir deshalb dasselbe Bild anschauen wie du. Und es schaut sogar zurück. Aber empfinden wir dabei – du und ich – empfinden wir beide – wenigstens ungefähr – dasselbe?

Bei moderner Kunst ist es z.B. so, dass viele das Gefühl haben, es würden Steine serviert, während andere behaupten, es habe Milchreis mit Rosinen, Zucker und Zimt gegeben.

Jetzt mal ehrlich! Was haltet ihr eigentlich von meinen Bildern? Durch jahrhundertealte Traditionen geheiligte Bildwerke kann ich nicht bieten. Ich bin schließlich erst 66, obwohl: von ein paar wenigen dieser Teilhabe an Schönheit und Geheimnis versprechenden Zeugen vergangener Tage habe ich schon mal gehört.

Wenn sie heute noch etwas mitzuteilen haben, dann sollen sie das bitte bald tun. Ich wäre jedenfalls im Prinzip dazu bereit, es weiterzuerzählen. Bis es soweit ist, halte ich mich an die farbigen Ränder der Folie, wie sie immer stehen bleiben, wenn das zusammengesteckte Spielzeug aus dem Überraschungsei vorschriftsmäßig beklebt worden ist.

Wenn ihr euch das Bild in die Küche hängt, dann legt dazu – und ruhig immer mal wieder – eine passende Platte auf (spotify ist auch ok: wie gesagt ich bin 66) – z.B. „Moderne Kunst“ von Tilman Rossmly oder auch vom selben Künstler „Diese Welt ist mein Zuhause“ (beides drauf auf seiner CD „Passagier“).

MUTTER-UND-KIND-WIEDERVEREINIGUNG

Als Paul Simon (der von Simon & Garfunkel) einmal die Speisekarte eines China-Restaurants studierte, entdeckte er das Gericht „mother and child reunion“. Huhn und Ei waren die Hauptzutaten dieser Mahlzeit. ‘N bißchen gemein, der Name, oder? Na ja, wahrscheinlich kommen wir alle nicht drum herum: um die Mutter-und-Kind-Wiedervereinigung.

Von dieser Wiedervereinigung singt und sagt Paul Simon auf seinem zweiten Soloalbum, sie sei „only a motion away“, also nur einen Schritt weit entfernt, dort warte sie im Hintergrund, ganz dicht bei uns, in unserer Nähe. Wenn wir sterben – und wer weiß schon, wann das sein wird – werden wir es vielleicht erleben. Nach den Lehren des tibetischen Buddhismus kann es übrigens passieren, dass wir nach unserem Tod die Geschlechtsorgane des Paares sehen, das uns gerade zeugt. Es sei denn, wir haben es irgendwie hinbekommen, aus dem Kreislauf der ewigen Wiederkehr auszu-steigen. Was wir dann wohl sehen?

In der Inspiration zu Simons Lied waren Gedanken an den Unfalltod seines geliebten Hundes und an die Sterblichkeit seiner geliebten Frau mit der Entdeckung des Namens eines Hühnergerichtes auf einer Speisekarte zu einem mystischen Moment zusammengesprochen.

„It was like heaven – es war wie im Himmel – I don't know what the connection was – ich weiß nicht, womit ich gerade in Verbindung stand,“ erinnerte sich Simon später im Interview mit der Zeitschrift „Rolling Stone“.

Als ich nach meiner Konfirmation stolzer Besitzer eines Phillips-Cassettenrecorders geworden war, machte es mir viel Spaß, meine Lieblingsmusikstücke aus dem Radio auf einer Tonbandkassette zu versammeln.

Ich machte dann allerdings die Beobachtung, dass auf diesem Band nach einiger Zeit wiederum nur einzelne Titel wirklich als Lieblingsstücke Bestand hatten.

Diese hätte man nun wieder mit den Siegern von anderen Bändern zusammenschneiden können, bis nur noch ein einziges Lied übrig gewesen wäre, das wie ein strahlender Diamant unablässig am Tonkopf vorbeigezogen wäre, ohne jemals langweilig zu werden. Wäre das vielleicht das Lied gewesen, das die Engel, die im Himmel um den Thron Gottes herumstehen, singen?

Die Lieder aus dem Radio – „get back“, „white room“ („komm nachhause“, „weißer Saal“) oder eben „mother and child reunion“ und viele andere sind für mich jedenfalls das Feld, auf dem ich angefangen habe, über einige Themen des Lebens nachzudenken: Liebe, Kunst, Freiheit usw.

WENN ICH EINMAL GAR NICHTS MEHR HABE

Ein indischer Fakir wollte einmal ausprobieren, wie wenig er wirklich bräuchte. Er zog Faden um Faden aus seinem dünnen Gewand. Als er den letzten in der Hand hielt, legte er auch diesen zur Seite. Er war nun nackt. Ein Schweizer Chemiker, den ich selbst über diese Sache sprechen hörte, trat zwar im Anzug auf, hatte dafür aber angefangen, sich mit Erfolg nur noch vom Licht zu ernähren, einfach, um es einmal auszuprobieren, wie seine Frau sagte. Wenn ich es richtig verstanden habe, kam dieses Licht noch von weiter her als von der Sonne.

Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, dann wird euch alles andere zufallen, so steht es im Matthäusevangelium und so halten es ja auch die Lilien auf dem Felde und die Vögel unter dem Himmel. Jesus, der Held der Erzählung, hat uns auch aufgefordert, unser Leben um seinetwillen zu verlieren – um es überhaupt erst zu gewinnen. Aber ich möchte mein Leben nicht verlieren, mein kleines Leben auf dieser Erde. Sicher, es wurde mir geschenkt und ich bin wirklich, wirklich dankbar dafür – fast jeden Tag. Und auch das ist gewiß: es wird mir wieder genommen werden. Aber das ist eben der Lauf der Dinge. Deshalb frage ich mich: wenn ich sterbe, habe ich dann überhaupt etwas verloren? Wer hat es verloren? Das Leben sich selbst?

Werfen wir doch einmal einen Blick auf Elvis Presley. Er kann uns vielleicht helfen, diese Dinge zu verstehen: Er hat gemerkt, dass man ganz viel bekommt, wenn man ganz viel verschenkt. Mit seinen Dollars hat er manchmal einen ganzen Rummelplatz gemietet und Freunden und Fans einen unvergesslichen Tag bereitet.

Er war sich nicht zu schade, stundenlang am Zaun von Graceland, seinem Anwesen, Autogramm um Autogramm zu geben: segenspendender Hohepriester des amerikanischen Traums, ja sogar Autos – und zwar keine kleinen – hat er hin und wieder in der Rührung seines Herzens einfach verschenkt. Warum ist er dann am Ende bloß so einsam und unglücklich gestorben? Was ist da schief gegangen? Der Elvisbiograf Peter Guralnick hat eine Erinnerung des Musikers aufgezeichnet, an die ich immer mal wieder denken muß.

Na, da sind wir ja mal gespannt!

Ich auch – ich kann die Stelle in den beiden dicken Bänden nämlich einfach nicht mehr finden. Ich glaube es war so: Elvis ist auf Tournee und das ist sehr sehr anstrengend. Wochenlang, viele Tage und Stunden im Auto sitzen, Kaffee trinken – und die Tabletten. Erschöpfung macht sich breit.

Telegrafmasten säumen den Highway. Noch mehr Telegrafmasten. Wieder eine Kleinstadt. Da, im Dämmerlicht fängt Elvis den Blick eines Strassenkötters auf und er weiß: du da draussen und ich hier am Fenster meines Wagens, wir sind einfach zwei Geschöpfe, die immer auf und ab und hin und her laufen: auf der Suche nach etwas zu essen und nach jemandem, den wir lieben oder mit dem wir spielen können.

Da hätte er aussteigen sollen.

PAPIERFLIEGER

Haben wir etwas in oder an uns, von dem man sagen könnte, dass es nicht verprügelt werden kann? Danach begann jedenfalls Dietmar Bittrich zu suchen, nachdem er in einem U-Bahnwagen böse zusammengeschlagen und beraubt worden war.

Bittrich ist als Autor einiger witziger Bücher bekannt, z.B. der satirischen Reisereportagen „1000 Orte, die man knicken kann oder müssen wir da auch noch hin?“. Dieser Dietmar Bittrich ist so einer, wie soll ich mich ausdrücken? – Sache? – auf die Spur gekommen. Ganz tief in uns, so tief, dass es eigentlich keinen Sinn mehr macht, von Tiefe zu sprechen, glaubt er, gibt es etwas, das nicht verprügelt werden kann, wo wir sozusagen unschlagbar sind.

Vielleicht meinte der indische Heilige Ramana Maharshi diesen Ort, als er einem erbitterten persönlichen Feind, der sich an seinem Lebensabend für seine Verfehlungen so schämte und das Tor der Hölle aufgehen sah – als er diesem versicherte, eben dort – in der Hölle – sei er, der Heilige, auch und der andere, der sich verloren glaubte, müsse sich nicht fürchten.

Halleluja, praise the Lord! Das ist mal eine wirklich gute Botschaft. Von Jesus sind ähnliche – letzte – Worte zu dem reumütigen Sünder am Kreuz neben ihm überliefert.

Was sollen wir damit anfangen? Das, was wir am besten zu kennen glauben, kennen wir anscheinend überhaupt nicht – uns selbst. Ist es das? Und wer bin ich denn nun wirklich? Hilft Kunst hier weiter? Bin ich vielleicht nur ein Hemd, durch das ein Papierflieger geworfen wird oder ein bunter Ball – auf die Welle des Lebens gesetzt.

Der Stickerei einer wenig bekannten jungen Frau, die ich einmal in einem Buch abgebildet fand, habe ich entnommen, dass wir allmorgendlich beim Aufwachen in den Strom des Vergessens und der Sorgen eintreten – also gewissermaßen falsch abbiegen –, anstatt ein- oder umzukehren und dort zu verweilen, wo wir eigentlich zuhause sind: in einer stillen Kammer unseres Herzens oder auch überall und nirgends.

An meinem häuslichen Bücherregal hängt auch noch ein anderes Bild: von dem amerikanischen Comiczeichner Ron Barrett: eine große runde gelbe Sonne wird von vier Planeten umkreist. auf der Sonne prangt ihr Name: „Ich“.

Die beiden der Sonne am nächsten gelegenen Planeten heißen „mein Kram“ und „Sachen, die über mich in der Zeitung stehen“. In einer entfernteren Umlaufbahn fliegt dann ein weiterer Himmelskörper: „Zeugs, das ich hasse“ und schließlich ein ganz kleiner: „die Anderen“.

Oh! – das ist recht genau beobachtet.
Kennt der Mann mich vielleicht?

ABOUT A BOY

Siebdruckkino – da sitzt er. Und was guckt er? Autos und Mädchen. Typisch, oder? Aber da ist noch was zu sehen. Verrate ich zuviel, wenn ich sage, dass es sich um ein paar Wolken aus der Comicversion von „Left behind“ handelt? Wetten, den kennt ihr nicht. Das Heft ist in Amerika erschienen. Die gleichnamige Fernsehserie vom Ende des letzten Jahrhunderts soll sehr erfolgreich gewesen sein. Ganz plötzlich von einer Minute zur anderen – aber alle gleichzeitig – fahren Nachbarn, Freunde, Eltern, Geschwister zum Himmel auf – und lassen die anderen zurück, die nun sehen müssen, wie sie in einer dem Abgrund zusteuern Welt klar kommen.

Das Auto auf der Leinwand ist übrigens aus „Mad Max“, dem Film, wo der Regisseur ein fliegendes Auto in seinen eigenen Wohnwagen krachen ließ, weil das Budget zu knapp bemessen war, um einen zu kaufen. Der Wohnwagen war natürlich hinterher kaputt. Ein Müllhaufen. Aber so entsteht Kunst.

Der Filmregisseur Werner Schroeter hat das Kunstwerk einmal als einen Mülleimer bezeichnet, in dem all das landet, was bei der eigentlichen Suche nach Liebe nebenher abfällt. Auch glimmende Holzscheite, überhaupt Feuer oder Wasserfontänen und vom Wind hin und her getriebene oder im Kreis wirbelnde Plastiktüten können einen für das, was in der Kunst passiert, aufschließen.

Wenn man ein Bild anschaut, erfaßt man meist alles mit einem Blick, es sei denn es handelt sich um ein Wimmelbild, wie es Kinder oder Eltern lieben. Ich habe einmal einen Akt von Modigliani auf eine aus einem Musikposter ausgeschnittene Säule gestellt, wo sie

von einer Rose getroffen wurde, die aus einer Pistole herbeigeschossen kam, über der die Frage „sag mir, wo die Mädchen sind“, prangte.

Im unteren Bereich der Grafik habe ich den alten Papierkorb, die Mülltonne von Mac OS 9.2, positioniert.

Ob sich da vielleicht die Kunst versteckt?

NADELSTICHE

Zu den Prüfungsritualen einer rabbinischen Ausbildung soll ein Nadelstich durch mehrere Seiten der Heiligen Schrift gehören – die Einstichstelle sei die erste auszulegende Textstelle, der Austrittsort einige oder viele Seiten später bezeichne die Worte, die es mit dem Vers der ersten Stichstelle sinnvoll zu verbinden gelte. Wer das nicht kann, hat nichts begriffen.

Ich stell mir jetzt mal vor, alle meine Bilder seien in einem Buch zusammengebunden und ich nehme eine Nadel. Einstich bei „Big Player“: ein Billardprofi zerschießt mit sicherer Hand die mit den Buchstaben N, G und S markierten Kugeln, und damit das Wort Angst in der erbchemischen Formel, die ich zwar nicht verstehe, aber aus glaubhafter Quelle abgekupfert habe.

Austrittsort „Pirate of the Caribbean“: eine Collage aus Piratenknochen, eine Galionsfigur (überraschenderweise ein Mann!), ein Vögelchen aus dem Kindergottesdienstheft. Hermann Melvilles Kutsche ist dabei, in der er einer geheimnisvollen Frau begegnet und die auf dem Einband von Jean Gionos erträumter Erzählung „Melville zum Gruß“ zu sehen ist. Was noch? Die eine schöne „Electric Lady“ vom Hendrixplattencover, zuguterletzt ein untergehendes Kriegsschiff aus der Schlußzene von ich weiß nicht mehr welchem James-Bond-Film.

Konntet ihr folgen?

DIE FRAU MIT DEN MANGOBLÜTEN

Als Paul Gauguin 1899 „Les Seins aux Fleur rouges“ – also die Brüste und die roten Blüten – malte, lernte er die Anmut malen, so heißt es in der Kunstgeschichte. Aber eine Sache hat er vergessen: der Frau links auf dem Bild eine Bluse anzuziehen. Das habe ich dann hundert Jahre später mit Photoshop nachgeholt.

So ausgestattet durfte sie in meiner Grafik „Krieg und Frieden“ auftreten, die ansonsten eine weihnachtliche Szene, ein Sportflugzeug im Anschnitt (einen Doppeldecker) und einige Tupfen und Streifen nach Art und Farbe der amerikanischen Nationalflagge zeigt.

Bevor ich angefangen hatte, mir zu Weihnachten immer einen schönen Bildband eines großen Künstlers zu wünschen, bekam ich einmal einen Radiobastelkasten geschenkt. Und das hat wirklich funktioniert. Soweit ich mich erinnere, habe ich das Gerät an dem großen Sekretär meines Vaters mit den vielen Schubladen und der herausklappbaren Schreibplatte mit Erfolg zusammengelötet.

An eben jenem Sekretär habe ich dann auch die Konturen der beiden schönen Frauen aus der Südsee abgepaust. Dabei hat mich doch meine Tante gesehen und hinterher hatte ich das Gefühl, als hätte ich das vielleicht nicht machen sollen. Sie hat es gewiss nicht böse gemeint. Sie wußte, dass unerfüllte Liebe unglücklich und sehr traurig machen kann. Meine Tante ist erst Kindergärtnerin und später Krankenschwester geworden.

Die Krippe mit Maria und Josef und dem Stern habe ich in einem Adventskalender gefunden, den sie selbst während ihrer Lehrjahre gezeichnet hat.

HAST DU MEIN SEXSPIELZEUG GESEHEN?

Die Wollustorgane von Mann und Frau können vielleicht als Erfindung der Natur zu ihrer eigenen Erheiterung und Erhaltung angesprochen werden. Obwohl sie – jedenfalls für die Frau – erst 1844 durch einen Professor der Anatomie in ihrer vollständigen Schönheit beschrieben und gezeichnet worden sind, haben sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach auch schon davor einwandfrei funktioniert. Es ist wie bei der Entdeckung Amerikas. Da haben Könige und Päpste auch so getan, als hätte es den Kontinent vorher gar nicht gegeben, nur weil er auf keiner der alten Karten drauf gewesen war.

Über die an der Fortpflanzungslust beteiligten Zellen, Nerven, Drüsen und Muskeln der beiden großen Menschengruppen – oder eher über deren Beurteilung – gibt es in der Neuzeit leider immer wieder Streit. Sind sie eigentlich Feinde oder Freunde? Man weiß es nicht. Parteienstreit ist hier aber ganz objektiv gesehen sinnlos. Einen Vorteil hat die genaue wissenschaftliche Untersuchung: wer es wissen möchte, erfährt: besagte Organe sind sich offenbar nicht nur äußerlich doch irgendwie ähnlich, sie arbeiten sogar ähnlich: mit Schwellkörpern und Entladungen von Flüssigkeit usw. – mal mehr, mal weniger gleichzeitig.

Weitere Forschung, wie alles besser gehen könnte, ist eigentlich überflüssig. Das Ergebnis ist außerdem ein Grund mehr zur Beilegung konkurrenzbetonter Auseinandersetzungen.

Aber woher kommt der Streit überhaupt? Ist doch eh alles nur im Kopf: die Bilder, die Worte. Woher ich das weiß? Der indische Dichter Kabir hat es mir erzählt: alles ist sich selbst Ursache, Ergebnis, Wirkung und Wechselwirkung zur selben Zeit.

Weil er ein Dichter ist, hat er es aber schöner formuliert. In seinem Gedicht „Tonkrug“ – aus dem 15. Jahrhundert – zählt er die Dinge auf, die sich in diesem Gefäß befinden: Ich hörte zu und staunte: Schluchten und Bergwälder gäbe es dort, und – jetzt staunte ich richtig – sogar den Schöpfer der Schluchten und Bergwälder. Und was noch? – Alle sieben Meere, Abermillionen Sterne, eine Musik, die von Saiten erklingt, die niemand angeschlagen hat und – das gefällt mir am besten – die Quelle allen Wassers.

Unter anderem kommt mir dabei folgendes in den Sinn: was ich für dich sein kann, das bist du mir schon immer gewesen.

(MEIN) FRAUENBILD

Die Frau ist die Erde. Unvorstellbar groß, unsagbar mächtig und doch auch verletzlich. Ich glaube, sie nimmt allerlei hin, bevor sie böse wird. Wenn sie mal richtig böse wird, das möchte ich nicht erleben. In Indien glauben sie, dass es vor der Zeit, in der wir jetzt leben, schon mehrere Erden gab, die aber immer irgendwie mit Fehlern behaftet waren oder sich nicht wehren konnten und deshalb untergingen. Darüber reden sie in den Strassencafés, etwa so wie wir über Sport- und Börsennachrichten.

Ich bin auch Erde, auch eine Frau. Jedenfalls wurde ich von einer Frau geboren. Trotzdem bin ich ein Mann. Das sieht man einfach. Ich möchte, dass meine Frau glücklich ist. Wenn sie mir jetzt mal z.B. einen Apfel schenkt, den nehme ich, ohne zu zögern und ich stell auch keine dummen Fragen. Egal was passiert.

Ich schenke ihr später einen wieder. So geht das hin und her und das gefällt uns.

Nach den Heldensagen scheinen viele große Männer mit der anderen Hälfte der Weltbevölkerung Probleme gehabt zu haben. Adam, Odysseus und wie sie alle heißen. Für ihre Geschichten, die man mir erzählt hat, habe ich mich nie sonderlich interessiert. Ich glaube, bevor sich das hier alles entfaltet hat, waren wir irgendwie beides zugleich: Mann und Frau.

Und wenn man daran zurückdenkt, das ist ein schönes Gefühl.

GO WITH THE WIND

Da gab es doch mal ein Buch und einen Film: „Vom Winde verweht“. Für jeden Seemann ein Titel wie ein Alptraum. „Unter dem Wind“ klingt irgendwie besser, mit vollen Segeln. Bloß wohin? Mein Geist soll mein Steuermann sein!

(Hoffentlich komm ich wenigstens durch diese Geschichte heil durch). Die Buddhisten nennen den Geist ja einen von Einfällen gejagten mal hierhin mal dorthin springenden Affen, bei den Leuten aus den Werbeagenturen ist Brainstorming – also Geistesstürmen – allerdings eine anerkannte Disziplin.

Anfängern in der Meditation wird manchmal geraten, auf dem Weg in die Stille die Einfälle einfach durchlaufen zu lassen, sich nicht zu schämen, nichts zu bewerten, sich bei eingeschaltetem Autopilot notfalls an den Mast zu binden, während das Schiff Fahrt macht. Also in der Kabine zu bleiben? Wenn im Bordtheater „Cats“ oder das „Wunder von Bern“ gegeben wird? Schon schade, wenn man sich darauf gefreut hatte, oder?

Wind von vorn mag ich übrigens nicht so gern. Ich nehm das immer persönlich. Man kann aber wohl davon ausgehen, dass, was dem einen sein Gegenwind ist, das ist dem anderen sein Rückenwind. Da kann man gar nicht genug drüber nachdenken.

Z.B. wenn einem auf der Straße jemand entgegenkommt und man dreht sich um und guckt ihr hinterher.

PERSONAL KABBALA

„**Lift** up the receiver, I make you a believer“, sang Johnny Cash, als es noch Telefonhörer gab, die man aufnahm und ans Ohr hielt, wenn das Telefon klingelte. Die meist leicht gebogenen, der Kopfform angepaßten Teile mit Hörer und Sprechmuschel wurden durch eine Schnur mit dem eigentlichen Gerät verbunden. „Nimm den Hörer auf und ich mache dich zu einem Gläubigen“ klingt nicht ganz so überzeugend wie das englische Original mit dem Titel „Personal Jesus“. Die meisten Leute in Amerika haben es wahrscheinlich im Autoradio gehört – nach dem Werbespot für die nächste Versammlung der örtlichen Pfingstgemeinde.

Das amerikanische Christentum ist ja noch nicht so alt und hat sich immer gern mit den neuesten Trends verbündet. Die Amerikaner sind für das Christentum ungefähr das, was Jesus für das Judentum war: die Überlieferung mußte auf den neuesten Stand gebracht werden. So gesehen war der Begründer einer der großen Weltreligionen Kabbalist. Denn Kabbala, die Bezeichnung für die jüdische Geheimlehre oder Mystik, bedeutet schlicht Überlieferung und irgendetwas gibt es ja immer schon, wenn man auf die Welt kommt und damit sollte man sich erstmal gründlich beschäftigen, ehe man einen Verbesserungsvorschlag macht.

Als Künstler steht man in dieser Hinsicht vor den in Archiven und Palästen und inzwischen auch in ganz normalen 2-Raum-Wohnungen angesammelten Bildergebirgen der Leute, die vor einem zu Stift und Pinsel gegriffen oder ein Fotobuch im Drogeriemarkt bestellt haben. Karl Valentin hat darauf aufmerksam gemacht, dass zwar schon alles gesagt ist, aber noch nicht von

allen. Und das hat mich auf die Idee gebracht, mit ein bißchen Recycling der Welt der Bilder eine persönliche Note zu verleihen. Auf meinem später „Personal Kabbala“ genannten Siebdruck ergab es sich z.B., dass ich das eingeschliffene Muster eines Glas- kelchs aus der Nippes-Sammlung meines Vaters mit den Umrissen eines Oblatenbogens, den Hanteln aus meiner Trimm-dich-Zeit und noch einigen anderen Vor-Bildern kombinierte.

Und so geht es weiter: während Delilah Samson die Haare schneidet und der Tempel zu wanken beginnt, bereitet sich eine rheinische Weinprinzessin darauf vor, an der Spitze des heimischen Spielmannszugs durch die geschmückte Hauptstrasse zu ziehen.

Mag ja sein, dass es „nichts Neues unter der Sonne gibt“, aber mal im Ernst – was könnte das denn überhaupt sein? Und würde es uns gefallen?

DIE RELIGION MEINES STAMMES (NOTHING EVER HAPPENED)

Der Physiker Arthur Charles Clarke hat nicht nur die Romanvorlage für Stanley Kubricks „Odyssee im Weltraum“ geschrieben, in der so schöne Sätze vorkommen wie „sie starrten auf diesen vorüberziehenden Kieselstein des Himmels mit den Gefühlen eines Seemanns auf hoher Fahrt, der eine Küste erspäht, an der er nicht landen kann“. Er soll auch einmal gesagt haben: „Das Christentum ist die Religion meines Stammes“ – so einfach kann die Sache mit Gott sein. Er, Arthur Clarke, hat sie sich jedenfalls nicht ausgedacht und ich auch nicht.

Auf die Geschichte vom Paradies wäre ich allein wohl ebenfalls nicht so schnell gekommen. Kurz zusammengefaßt geht es darum, dass einmal alles bestens geordnet war, dann ein Fehler auftrat – und der aber wieder behoben werden kann.

Ein schönes Bild für diesen Fehler hat im 16. Jahrhundert der jüdische Mystiker Isaac Luria gefunden: am Anfang (und wahrscheinlich auch noch immer) war Gott überall und eben deshalb auch ganz allein. Da kam er auf die Idee, in sich selbst eine Art Einstülpung vorzunehmen, um dort das kosmische Urlicht anzuzünden. Als die ganze Pracht fast fertig war, zersprangen die Wände des Gefäßes allerdings in tausend Stücke.

Die Inder – um auch nochmal von einigen anderen Leuten auf unserem Planeten zu sprechen – können sich mit einem Schöpfergott, der sich das alles hier allein ausgedacht und zusammengesteckt hat, nicht so recht anfreunden. Sie verehren deshalb auch den zerstörungsfreudigen Alleserhalter Shiva und seine Freundin

Kali, die auf Abbildungen gern mit einem frisch abgeschnittenen Kopf dargestellt wird. Blut tropft auf den Boden, ihr Hund leckt es auf. Als ich einmal sah, wie die Zweige eines Rosenbusches auf einen achtlos im Gras liegengebliebenen Luftballon ihre Schatten warfen, konnte ich auch diesen Gedanken etwas abgewinnen.

Vor langer, langer Zeit muß es uns Menschen aufgefallen sein, dass wir sprechen, Bilder malen und sogar schreiben können. Damit sind viele nicht zurechtgekommen und bekamen Angst vor Liebe und Tod.

Über den Weg des Menschen durch die Zeit gibt es seitdem zwei krass verschiedene Auffassungen. Die einen glauben, dass die guten Zeiten vorbei sind, und die anderen, dass sie noch kommen.

PELIKAN

Die weiss gefiederte Brust des fütternden Seevogels wird oft von den gierig nach dem mitgebrachten Fang hackenden Kükenschnäbeln blutig verletzt. Der Pelikan ist daher in der volkstümlichen Tiermythologie als ein Verweis der Natur auf Christus gesehen worden, der sein Blut für unser Leben gibt.

Ein kostbares, eine solche Szene darstellendes Mosaik befindet sich auch an der Decke des Oktogons im Aachener Dom Karls des Großen, der dafür bekannt ist, während seiner langen Regierungszeit von Krieg zu Krieg gezogen zu sein. Das hören wir ja nicht mehr so gern.

Bei „Pelikan“ denken die meisten, die ungefähr so alt sind wie ich, auch eher an ihren ersten Patronenfüller – ausser ihr hattet Geha oder Lamy. Unvergessen ist auf jeden fall das lilablaue Durchschreibepapier. Zwei bis drei Durchschriften waren da immerhin möglich und das konnte in der Zeit vor Xerox, Epson und Canon eine deutliche Arbeitersparnis sein.

Aus dem goldenen Muster auf der Rückseite der Bögen habe ich für „meinen“ Pelikan einen schönen Rahmen gebaut. Da drin schaue ich in die blaue Nacht hinaus. Vielleicht schreibt mir jemand und ich kann es dann sehen.

Vielleicht erzähl ich es euch – Vielleicht auch nicht.

EIN FILM ÜBER MICH (VOLKER KOEPP)

Zwischen Stettin und dem schwarzen Meer liegt Sarmatien, das Land, in der – nach den Worten des Dichters Johannes Brobowski – „die guten Leute zusammen leben können und es auch getan haben“. Der Dokumentarfilmregisseur Volker Koepp hat seine Bewohner in vielen eher stillen Bilderfolgen portraitiert, in Filmen – zuerst in schwarz-weiß, später in Farbe – in denen er selbst zwar nicht auftritt aber doch mitspielt. Er hat ein gutes Gespür für die Dinge des Lebens: „Er sitzt den Leuten einfach gegenüber, ruhig, freundlich, fragt irgendwann, wie es geht und später vielleicht, was der Sinn des Lebens ist“. So erzählt es eine Freundin. Eine andere sagt: „mit Volker wird man so, wie man wirklich ist“.

Sarmatien ist der Landstrich östlich der Elbe, wo sie seit Jahrhunderten mit Back- und nicht mit Sandstein bauen und so wird es ja auch in Hamburg gemacht, wo ich wohne, und deshalb gehöre ich vielleicht auch zu den Bürgern dieses nieverlorenen Paradieses.

In den letzten langen Sekunden verweilt die Kamera in Koepps Filmen meist auf den Protagonisten, damit er oder sie sich in unserer Gedächtnis einprägen und wir sie oder ihn nicht vergessen. Und tatsächlich: ich erinnere mich an Isolde aus Luckenwalde und an Stupsi aus Wittstock und viele andere schöne Frauen.

Das letzte Bild faßt manchmal alles zusammen, aber das weiß man natürlich erst, wenn man den Film vom Anfang bis zum Ende gesehen hat. Wo Volker mich wohl für diese SchlußEinstellung hinsetzten wird? Ich beobachte ihn dabei, wie er darüber nachdenkt. Wenn ich selber den Film drehen würde, hätte ich schon eine Idee, aber er soll das ja machen.

Bevor er dreht, liest Koepp immer alles, was ihm hilft, sein Thema zu umkreisen und zu vertiefen. Gewiß, die Literatur weiß

nicht mehr – wie noch z.B. Balzac dachte – alles. Auch die Wissenschaft ist bescheidener geworden. Wie steht es in dieser Hinsicht um den Dokumentarfilm? Man müsse sich zwingen, sagt Koepp, nicht genau zu wissen, was man eigentlich erfahren wolle und erst damit anfangen, wenn die Kamera läuft. Und auch: das Sichten des Materials sei der schönste Film. Dabei dürfen aber immer nur ein paar ausgewählte – meist gute Freunde – im Dunkeln neben ihm sitzen, „verzaubert von der dem bewegten Lichtbild innewohnenden Kraft“. Diese Kraft sei im übrigen das Geheimnis des Films, zitiert Koepp einen namenlosen Filmvorführer, der ihm durch jene Worte im Gedächtnis geblieben ist.

Ob nach Rohschnitt und Montage aus dem fertigen Film am Ende das beste verschwunden sein wird, werde ich nie wissen. Am Ende meines Films, so stelle ich es mir im Moment vor, wird jedenfalls in einer langen Einstellung gezeigt, wie ich mit einem Druck beginnen will und man mir trotz guter Vorbereitung und fertig belichteter Siebe ansieht, dass ich noch nicht weiß, wie sich der Druck entwickeln wird. Wahrscheinlich gibt es einen Schwenk von mir weg zu einem Bild an der Wand und wieder zu mir zurück. Aber was genau geschehen wird, wer weiß das denn jetzt schon?

Noch eine andere Frage beschäftigt mich: werde ich, wenn der Film fertig ist, in gewissem Sinn das Werk sein? Und ist es dann so geworden, wie es ist, weil alle, die mir bis dahin begegnet sind, daran irgendwie mitgebaut haben? Vielleicht läuft der Film auch zum Schluß einfach durch und zeigt, wie ich in meiner Siebdruckwerkstatt sitze und ausruhe.

>>>

SUNDAY PRINTER – ODER EINMAL BEATLES ÜBER GOETHE UND ZURÜCK

Der Sonntagsmaler hat in der Welt der Kunst – sagen wir es mal so – nicht den besten Ruf. Sogar die Beatles haben sich in ihrem Song „Day Tripper“ über ihn lustig machen wollen: Paul McCartney erzählte seinem Biographen Barry Miles in „Many Years from Now“: „... das war so ein augenzwinkernd vorgetragenes Lied über einen Tagesausflügler, einen Sonntagsmaler und Sonntagsfahrer, über einen, der sich seiner Leidenschaft nur halbherzig widmet, während wir natürlich meinten, rund um die Uhr und jeden Tag im Dienst zu sein ...“

Aber waren die Beatles nicht irgendwie selber Sonntagsmusiker – denen musikalisch vieles gelang, obwohl sie kaum Noten lesen konnten? Waren sie nicht – zumindest am Anfang – ganz klar Amateure und war das nicht gerade gut? Waren sie deshalb nicht gerade frei und offen für ein Leben und Kunst verbindendes Swinging-London-Experiment, wie es lange vor ihnen – und jetzt müssen Sie London durch Rom ersetzen – Johann Wolfgang von Goethe auch schon unternommen hat?

Goethe gehörte zu den Verehrern des Kunstschriftstellers Johann Joachim Winckelmann. Warum? Winckelmann galt seinen Anhängern als Stifter eines neuen Ideals von Selbstverwirklichung, einer Verschmelzung von Kunst und Leben, von zarter Sinnlichkeit und Moral. Auf Winckelmanns Spuren reiste Goethe nach Rom – um zu malen! Hoffte er, seinem „Modell“ sozusagen noch ein bißchen näher zu kommen, es nicht nur zu „bedichten“? Der 37-jährige gab in der ewigen Stadt allerdings bald auf und blieb – wie er selber zunächst ernüchtert feststellte – auf dem Gebiet der bildenden Kunst ein Dilletant.

Insgeheim – es auch vor sich selbst leugnend – scheint er sich damit aber überhaupt erst für die Eigentümlichkeit und Erfordernisse der Welt der Bilder geöffnet zu haben: „Goethes Abschied von der Illusion des Künstlertums“, urteilt Petra Maisik, Leiterin der Kunstsammlungen des Frankfurter Goethehauses, „ist mit einer spürbaren Befreiung verbunden. Der Zeichner, der er bis in die zwanziger Jahre bleibt, wirkt oft mutiger als zuvor und wie im Einklang mit seiner eigenen Unvollkommenheit. Früher hatte Goethe zeichnen wollen, jetzt tut er einfach, was er kann“.

Obwohl Maisik sich vor der Feststellung, dass Goethe im Reich der Bilder kein großer Künstler war, nicht verschließen zu können glaubt, hat sie über sein zeichnerisches Werk 1996 doch ein Buch gemacht und das kostete damals immerhin schlappe 178,- DM!

Die Idee der Lebenskunst als Ästhetik der Existenz hat ihre Anziehungskraft bis heute nicht verloren. Wie sollte sie auch? Michel Foucault adelte die im Brian-Eno-Stil herausgeputzten Berliner Diskothekenbesucher und Hermaphroditen der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts als „Arbeiter an der Schönheit des eigenen Lebens“, als Künstler und Akteure auf dem Feld einer als „Machtspiel wahrgenommenen Freiheit“.

Schön sei das, was das Leben „bejahenswert“ erscheinen lasse und in einem kreativen Verhältnis zu sich selbst erarbeitet werde, erkannte später der Philosoph und vielgelesene Lebenshilfeautor Wilhelm Schmid.

Werde, der du zu sein vorgibst.
Dandy, you're allright!

HAUSARBEIT UND ANDERE TRÄUMEREIEN

(Eröffnungsrede zu einer gleichnamigen Ausstellung)

Im Altertum hieß die Erde Oikumene, die Bewohnte. Im Neuen Testament erinnert die Rede von den Nestbaukünsten der Tiere allerdings daran, dass wir das Wohnen immer noch lernen müssen.

„Dichterisch wohne der Mensch“, empfahl Friedrich Hölderlin. Moralisch solle er wohnen, fordert der Philosoph Franz Vonessen und verweist dabei auf die Grundbedeutung des griechischen Wortes Ethos, als des einer Sache wesentlich zugehörigen Ortes, den für sich selbst zu finden, die menschliche Aufgabe schlechthin sei.

„Adam, wo bist du?“ – Gottes Frage an alle Paradiesvertriebenen, bedeutet also ungefähr soviel wie: „Adam, hast du deine Hausaufgaben gemacht?“ In diesem Sinne ist künstlerische Arbeit Hausarbeit – und es schadet ihr wahrscheinlich wenig, wenn sie mit dem, was man landläufig darunter versteht, in engere Berührung kommt. Hat man nicht Zenmeister die aufmerksame Erfüllung häuslicher Pflichten preisen hören?

Viele überkommene Grenzen zwischen Kunst und Nichtkunst gelten als gefallen. Niemand, heißt es, kann sicher wissen, wie die kommende Kunst aussieht oder auszusehen hätte. Bekümmert mich das? Kaum. Ich bin ein Träumer aus der zweiten Reihe.

Von Robert Walser weiß ich: „Wer das Schöne sucht, dem bietet es sich meistens auch freundlich dar“. Walsers außerordentlich bedenkenswertes Leben kündigt von der Einebnung des Unterschiedes zwischen der verdienten oder unverdienten Zuteilung eines inneren Friedens und der ernsthaften Bemühung um das „reine, selbstzufriedene Wesen der Kunst“.

Von Isaac Singer, einem weiteren großen unter meinen zahlreichen Helden, sagt man, ihm sei es immer wieder gelungen, die vertrauten und abgenutzten Gegenstände in Haus und Werkstatt und Geschäft in das warme Licht der Religiösität und des Respekts zu tauchen.

So zu malen, wäre das nicht schön?

Oft beschäftigt mich das in den chassidischen Geschichten überlieferte Gebet der Frau des Rabbis von Berditschew: „Herr der Welt, ich bitte dich, hilf mir, dass mein Levi Isaak, wenn er am Sabbat über diese Brote den Segen spricht, dasselbe im Sinn habe, wie ich in dieser Stunde, da ich sie knete und backe“.

So zu leben, wäre das nicht wunderbar!

ANDY WARHOL (USA)

„**Alt**, häßlich, blind und nackt, Miss Ellie, ein chinesischer Schopfhund, war trotzdem ein Star“, hieß es im Nachruf der Financial Times auf ein mit 17 Jahren verstorbenes Tier, das in Amerika durch Auftritte in zahlreichen Werbesendungen bekannt und berühmt geworden war und mehrfach den Preis für den häßlichsten Hund entgegennehmen durfte.

Die Zeitung erkannte in ihrem Nachruf auf den Hundestar eine gewisse Ähnlichkeit mit einem verstorbenen Künstler des vergangenen Jahrhunderts. Schütteres grau-blondes Haar steht in der Tat beiden zu Berge: der 2010 hinübergegangenen Miss Ellie und auch dem Andy Warhol des Selbstportraits von 1986.

Andy Warhol war sehr empfindsam und klug – und vielleicht ein wenig zu berühmt. Er hat versucht, sich zu schützen und das waren seine Tricks: zurückzufotografieren, Reporter anzuschweigen, Kritikern einfach zuzustimmen oder in Galerie und Museum unter Kopfhörern zu verschwinden. Kunst ist auch ein Korsett, an dem andere Leute mitschneiden. Man kann darin sehr schick überkommen, aber es kann auch sehr eng werden und richtig weh tun.

Der Regisseur Rainer Werner Fassbinder glaubt, dass Warhol sich durch sein Werk selbst zerstört hat. In seinen eigenen mehrstündig-langsamem Filmen sah Warhol sich allerdings als jemand, der lediglich am Fenster sitzt und stundenlang auf die Straße schaut, alles hinnimmt und sich über alles freut, was eben so passiert. Den Siebdruck favorisierte er, weil das Bild in seiner Kunstfabrik praktisch ohne sein Zutun wie von selbst entstand, meist schon da war,

nämlich als Photographie und auch von Assistenten fertiggestellt werden konnte, nachdem er Flächen und Farben bestimmt und am Ende noch ein paar dekorative Linien beige-steuert hatte.

Als kleiner Junge war Andy oft krank gewesen, er hatte dann in seiner von Kinderstar und Heididarstellerin Shirley Temple beaufsichtigten Phantasiewelt gelebt. Ihre Autogrammkarte – eine handschriftlich mit seinem Namen versehene fabrikmäßig hergestellte Postkarte – hütete er wie eine Ikone. Nachdem er von der Werbung zur Kunst übergelaufen war (und den Siebdruck gleich mitgenommen hatte), stritt er mit Lou Reed, Bob Dylan und David Bowie um die Krone des Königs von Underground. Reed hatte mal die Idee, eine mechanische Aufziehpuppe herstellen zu lassen, die wie Andy Warhol aussehen sollte. Der Witz war, dass sie sich absolut nicht bewegen würde, wenn der Aufzug abließ.

Bowie blieb eher der Jünger und Bewunderer. Auf der Hunky Dory LP von 1971 gibt es ein Lied mit dem Titel „Andy Warhol“. Der Refrain des Songs steckt das rätselhafte Gelände ab, auf dem die Kunst das Leben berührt. Bowie singt: Andy Warhol looks a scream / hang him on my wall / Andy Warhol, silver screen / can't tell them apart at all - Andy sieht richtig schrill aus / ich möchte ihn mir an die Wand hängen / Andy und die Leinwand / das kann ich gar nicht auseinanderhalten.

An Wänden hingen da schon seit einigen Jahren Elvis, Marilyn und Campbell's Fertigsuppe: großformatige Drucke, die das aufblühende Konsumleben nach dem 2. Weltkrieg begleiteten, kommentierten, zu erfassen suchten. Bilder von der Nachtseite der Frei-

heit zeigten elektrische Stühle, gesuchte Verbrecher, Flugzeugabstürze und Autounfälle. Sie waren umstritten, wurden aber auch teuer bezahlt.

Zurück zu Miss Ellie: so wie Andy sich später um seine beiden Zwergdackel Archie + Amos gekümmert hat, hätten die vielbeschäftigte Hundedame und er sich bestimmt ganz gut verstanden. Nach der Trennung von seinem Freund, ließ er die kleinen Tiere wie Kinder aus einer geschiedenen Ehe eine Zeit bei sich und eine andere bei dessen „Mutter“ verbringen.

Nach Andys Tod befand die New York Times: „Die Nachwelt wird vielleicht der Ansicht sein, dass seine Zeit ihn verdiente und glücklich sein konnte, ihn zu haben“.

Darüber kann man lange nachdenken.

AM ANFANG WAR DER NYLONSTRUMPF!

Siebdruck: Kunst in der Nische? oder ganz vorn? oder wo jetzt?

Es war einmal in Amerika: in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde der Durchdruck durch eine Siebschablone zur industriellen Reife geführt. Der auf große und steigende Auflagen ausgerichtete hochautomatisierte Offsetdruck war durch die Absatzschwierigkeiten in der großen Wirtschaftskrise (great depression) der 1930er Jahre angeschlagen. Der auch in kleineren Auflagen rentable Siebdruck sprang in die Bresche und beschäftigte den von Zunfttraditionen freien amerikanischen Pioniergeist. Im Zuge dieser Entwicklung nahm in den sogenannten „silk screen units“ – den Siebdruck-Werkstätten – der auch für Künstler eingerichteten Arbeitsbeschaffungsprogramme eine eigenständige künstlerische Entwicklung ihren Anfang.

Nach ihrem Sieg im zweiten Weltkrieg waren die Amerikaner daran interessiert, ihre Erfolgsrezepte in den Amerikahäusern der darniederliegenden deutschen Großstädte weiterzureichen. So gelangte 1948 auch eine Wanderausstellung über den Stand der neuen Drucktechnik nach Stuttgart. Dort beeindruckte sie den Gebrauchsgrafiker Luitpold (Poldi) Domberger: noch am Abend seines Ausstellungsbesuches schlitzte er zuhause – ohne Wissen seiner Frau – einen der seinerzeit wirklich sehr begehrten und gehüteten Nylonstrümpfe auf, um das feinmaschige Gewebe auf seine Tauglichkeit für das interessante neue Druckverfahren zu überprüfen. Wenn man so will – und es nicht allzu genau nimmt – ist dies der Anfang der Geschichte des künstlerischen Siebdrucks in Deutschland. Dombergers Firma wird bald richtig groß, sie

drucken für das MOMA (Museum of Modern Art in New York)!
Es gibt sie heute noch!

Der Siebdruck paßte gut in die Zeit. Deutschland mußte und wollte wieder Anschluß an internationale Entwicklungen gewinnen. Im werbewirtschaftlichen und auch im technischen Bereich erschlossen sich dem Siebdruck neue Anwendungsmöglichkeiten. Etwa beim Bedruck von Materialien, die von den auf Papier und Karton ausgerichteten Verfahren nicht bedient werden konnten.

In der bildenden Kunst versprach er eine Öffnung als elitär empfundener Kunstreservate für breitere Bevölkerungsschichten und wurde daher in Ost und West gleichermaßen willkommen geheißen. Im Westen kam hinzu, dass der zunächst als die führende amerikanische Nachkriegskunst gehandelte abstrakte Expressionismus recht früh alt auszusehen begann (wir denken etwa an Jackson Pollock oder Willem de Kooning).

Als „unzeitgemäße und ins Private zurückgezogene Selbstäußerungen“ beurteilte Richard Hamilton, der einmal das Einlegeplakat im weißen Album der Beatles entwerfen würde, die Werke der großen Vorgänger. Was mit Hilfe der freien Abstraktion gesagt werden konnte, schien längst eine gültige Formulierung gefunden zu haben.

Hamilton resumierte später: „Etwa um die Mitte der fünfziger Jahre wurden sich die Künstler bewußt, daß die visuelle Welt durch die Massenmedien so dramatisch verändert worden war, dass sie wieder des Anschauens für würdig erachtet wurde“. Die relative

Neuheit, die technische Perfektion und die – vermeintliche – Unterdrückung der künstlerischen Handschrift ließen den Siebdruck als Medium für die neue Botschaft bestens geeignet erscheinen.

Die 1960er Jahre sind dann die Boomjahre. Der Siebdruck wird zum Träger eines erneuerten Teilhabeversprechens – zugleich eines demokratischen Glücksversprechens. Auch das kommerzielle Potenzial war rasch erkannt worden. Friedensreich Hundertwasser druckte Auflagen, die in die Tausende gingen. Gewiß ein Erfolg – aber auch Wasser auf die Mühle derjenigen, die den Siebdruck in erster Linie als Reproduktionsverfahren schätzten und dabei die ihm eigenen künstlerischen Möglichkeiten übersahen. Tatsächlich zeigte der Siebdruck in dieser Zeit sein Talent, Kunst aus dem Ghetto der Unbezahlbarkeit herauszuhalten.

Er steht ja auch mit einem Bein im Reich der Popkultur. Dort, wo auch die Schallplatte zu Hause ist – ebenfalls ein Auflagenprodukt. Der Siebdruck gedieh zuerst in den Ländern aus denen auch die guten Bands kamen, in England und in Amerika. Im Kielwasser der Beatles, Byrds und der reitenden Boten vom Quicksilver Messenger Service entstand in der Posterszene San Franciscos 1967 eine Art moderner Jugendstil als Popmusik fürs Auge.

Auch in Deutschland greift die vor oder im 2. Weltkrieg geborene Künstlergeneration den Siebdruck als Ausdrucksform auf. Zu nennen wären z.B. Gernot Bubenik in Berlin oder Werner Nöfer, dessen Malerei im Eingangsbereich des Hamburger Abatonkinos und auf den Wänden rund um die Kunsteisbahn in „Planten un Blumen“ bis heute von der „neuen Zeit“ erzählt.

Im Jahr 1968 geht in Kassel die 4. documenta an den Start. 75% aller dort gezeigten grafischen Arbeiten sind Siebdrucke! Jugend- und Stadtteilkulturzentren, Schulen und Volkshochschulen richten Druckwerkstätten ein. Auch ein Harburger Gymnasium ist dabei – und verkauft mir später, als die Euphorie verflogen war, die Gerätschaften, die heute in meiner Werkstatt stehen.

In den 1970er Jahren zeichnet sich ein Bedeutungsverlust ab. Karl Bachlers Buch „Serigraphie – Geschichte des Künstlersiebdrucks“ erschien 1977 und signalisierte, dass eine Entwicklung sich soweit konsolidiert und verlangsamt hatte, dass sie überblickt werden konnte. Der Siebdruck ist damals aber nicht einfach abgetreten und gestorben. Wer ihn kennen und lieben gelernt hatte, blieb ihm treu und gab sein Wissen weiter.

Er überwinterte in den Grafikkalendern und in den Subkulturen der Streetart-, T-Shirt- und Graffiti-Szene. Während der digitalen Revolution gelang dem Siebdruck dann sogar ein mehr oder weniger überraschendes Comeback. Selbst ein Kind technischen Fortschritts – war es diesem Druckverfahren möglich, die digitale Revolution nicht nur zu überleben, sondern von ihr sogar zu profitieren.

Die Siebdruck-Grafik ist – noch immer – in den meisten Fällen ein mithilfe von Schablonen hergestelltes Bild mit einer festgelegten Auflagenhöhe – auch wenn gelegentlich Unikattedrucke angefertigt werden. Die Technik ist offen für das Bildzitat – für intelligentes Bildrecycling.

Als Erbe der Bilderbögen- und Oblatenmanufakturen ist der Siebdruck im guten Sinne durchaus volkstümlich. Seine Magie ist der des Films verwandt: der Elvis-Biograf Peter Guralnick hat einmal sehr schön gesagt: „Ein guter Film verbindet Illusion und Realität so, dass sich die Anziehungskraft von beiden miteinander verbindet und zugleich stark hervortritt.“ Das trifft auch für den Siebdruck zu, besonders dann, wenn im Bild noch etwas an das erinnert, was wir „die Wirklichkeit“ zu nennen gewohnt sind: eine Blume, ein Kind, ein Auto, ein Mensch.

Der Drucktisch und die vorgelagerten Bereiche der Schablonen- und Filmherstellung unterscheiden sich von der schon nostalgisch gefärbten Werkstattatmosphäre der Lithographie, der Radierung oder des Holzschnitts. Sie bieten die Chance, die Sache mit der Wirklichkeit auf Augenhöhe auszuhandeln.

Die technisch-industriell und stark arbeitsteilig geprägte Neuzeit wird ja oft beschuldigt, mit der ästhetischen Freiheit des Individuums aufgeräumt zu haben. Hart formuliert es z.B. der Kulturhistoriker Wolfgang Schivelbusch: „Der vorindustrielle Handwerker bildete sich in lebendiger unmittelbarer Aktion mit seinem Gegenstand. Diese lebendige Verbindung wird vernichtet durch die sich immer mächtiger dazwischenschiebende Maschinerie“.

Aber die alte Zeit kommt nicht wieder und die neue hat meist auch Chancen im Gepäck. Meine „Siebdruckmaschine“ hält mich jedenfalls nicht davon ab, der Welt nahezukommen, sie mir anzu-eignen, etwas zu erzählen, wie es frühere Generationen mit Grabstichel und Kupfer oder mit Bleistift und Papier getan haben. Der

Siebdruck verträgt sich auch ganz gut mit der wirklich revolutionären Maschine unseres Zeitalters – dem Rechner.

Was das Magazin LIFE für den amerikanischen Künstler Robert Rauschenberg war – er entnahm ihm für seine grafische Arbeit u.a. die Bilder John F. Kennedys und der Mondlandung –, sind die im Weltmeer des Web umhertreibenden Bildsplitter und -flöße für den Siebdrucker von heute.

Im Rückblick erscheint der Siebdruck als eine Schwellentechnik zwischen den alten analogen Druckverfahren und den an Fahrt gewinnenden elektronischen Medien. Die gegenwärtig zu beobachtende kleine Renaissance des Siebdrucks ist wohl eine Renaissance in den Nischen. Sie bestätigt nebenbei die ebenfalls wieder höher im Kurs stehende Medientheorie des kanadischen Literaturwissenschaftlers Herbert Marshall McLuhan.

Also nun ein Gedanke auf seiner Fährte: ausgereifte Kommunikationstechniken, so hat es der originelle Denker – übrigens in der Blütezeit des Siebdrucks – formuliert, kippen im Reifestadium immer in etwas anderes um, aber gleichzeitig bringen sie etwas Vergangenes wieder ins Leben zurück: In den 1920er Jahren reifte der Siebdruck als führende Dekorations- und Werbetechnik heran. In den 1940er Jahren ist er dann in Kunst umgekippt. Für den künstlerischen Siebdruck begann sich in New York der Name Serigrafie durchzusetzen, ein eigener Verein: die „serigraphic society“ begründete sich – Amerika schickte sich an, den Franzosen die Idee der modernen Kunst zu klauen.

Amerika war als Führungsmacht aus dem 2. Weltkrieg hervorgegangen und wollte das nun auch auf dem Gebiet der Kunst demonstrieren.

Die Siebdruckgrafik handelte in der Zeit des aufblühenden Konsumlebens der 1950er und -60er Jahre – auch aufgrund ihrer Geschwisterschaft zum Werbebild – oft von etwas „Wirklichem“, von dem die Menschen glaubten, dass sie es bräuchten – und auch erreichen könnten. In diesem Zusammenhang profitierte der Siebdruck mit seinen reprografischen Fähigkeiten von der Anschaulichkeit und Glaubhaftigkeit der Fotografie und ihrer massenhaften Verbreitung in Druckerzeugnissen und vom Fernsehbild.

Nachdem der 1929 geborene Andy Warhol, Sohn osteuropäischer Einwanderer, von der Werbung zur Kunst übergelaufen war, fanden Elvis, Marilyn und viele Dollarscheine ihren Platz auf einer gern nicht zu kleinen, im Siebdruckverfahren bedruckten Leinwand. Bilder von der Nachtseite der Freiheit, von elektrischen Stühlen, gesuchten Verbrechern, Flugzeugabstürzen und Autounfällen blieben umstritten, wurden aber bald teuer bezahlt.

Geld sollte er auf die Leinwand bringen, das sei es, was jeder begehre, so war es Warhol in einer Schaffenskrise von einer Bekannten empfohlen worden. Dieses Geld schien nun ebenfalls in ein Reifestadium eingetreten zu sein und war von Schein und Münze zur Mastercard gekippt, von realem Vermögen zu Kredit und Schulden geworden. Die damit verbundene weitgehende Unsichtbarkeit persönlicher Vermögensverhältnisse kommentierte Warhol in einer für ihn typischen Wendung mit einer denkwürdi-

gen Behauptung: „Ich fände es großartig, wenn mehr Leute mit Siebdruck arbeiten würden, so dass keiner mehr wüßte, ob mein Bild wirklich meins oder das eines anderen wäre.“

Heute – in der Auseinandersetzung mit der machtvollen Bildschirmlkultur der Gegenwart – behauptet sich der Siebdruck an der Schnittstelle zwischen digitalem Entwurf, überlieferten Methoden traditioneller Schablonenherstellung und handwerklich-künstlerischer Produktion.

Die Generation photoshop muß die Filme für ihre Druckvorlagen nicht mehr beim – vormals durchaus teuren – Belichtungsservice bestellen. Sie zieht sie einfach aus dem heimischen Drucker. Und auch die Fundstücke aus der anarchistischen Bildwelt des Internets verleibt sich der immer schon der Collage zugeneigte Siebdruck ebenso mühelos und geräuscharm ein wie den Scan aus der Tageszeitung.

Am Ende des 20 Jahrhunderts hat sich die Spirale ein weiteres Mal gedreht. Die digitale Revolution zerstörte die noch mit Rasterfolien und Fotochemie hantierende Reprotechnik, aber dem Siebdruckkünstler gab sie damit gleichzeitig die Mittel anhand, zuhause oder in seiner Werkstatt mit PC und Drucker sein eigenes Belichtungsstudio aufzumachen? Wunder über Wunder!

Der Siebdruck ist wieder da! Zurück aus den Archiven und Museen. Wir entdecken an ihm jetzt neu, was ihn früher auch schon auszeichnete, was wir heute aber anders gewichten. Die

Gegenkultur von heute ist – um es etwas vereinfacht auszudrücken – nämlich nicht mehr dagegen sondern dafür. Aber wofür?

Für Geschmacksanarchie, fürs Mitmachen in eigener Sache. Für den eigenen öffentlichen Auftritt, der sich in der Wahrnehmung durch die anderen vollendet. Selbstdarstellung als Lebenskunst trifft den Nerv unserer Zeit. Die Siebdruckgrafik stößt bei einem Publikum, dass sich in den sozialen Netzwerken ganz selbstverständlich auch als Produzent von Bildern sieht, auf Neugier und wiedererwachendes Interesse.

Aus den Weltbürgern, denen Andy Warhol in den 1960er Jahren 15 Minuten Berühmtheit prophezeit und zugestanden hatte, können jetzt wieder 15 Menschen werden, die an einem Bild immer mal wieder und etwas länger Freude haben – es einfach nicht vergessen.

Vortrag gehalten zum ersten UNESCO Tag der Druckkunst am
15. März 2019

© Thomas Klockmann

Deleted Scene: LISTEN TO THE BAND

Haben der Gesang der Lorelei und ein Choral der Heilsarmee eigentlich etwas miteinander gemeinsam? Ja, diese Lieder treffen das Herz. Wenn die Lorelei singt, gibt es allerdings meistens Tote (abgelenkte Bootsführer, Rheinfischer usw.). Todesfälle im Zusammenhang mit den Auftritten der Heilsarmee sind dagegen bisher so gut wie gar nicht bekannt geworden.

Davon mal abgesehen, dass niemand unter uns lebt, der die Lorelei hat singen hören, scheinen die Gemeinsamkeiten dann doch eher begrenzt zu sein, man könnte vielleicht von einer Art Arbeitsteilung sprechen.

Früher gab es den Unterschied zwischen U- und E-Musik. Daran glaubt heute niemand mehr. Alle wollen dasselbe: Unterhaltung auf hohem Niveau, also auf dem eigenen. In meinem Warenkorb würde z.B. „Es kommt ein Schiff geladen“ liegen (von 1482) und daneben „I want to drown again“ von den Walkabouts (von 1999). Kennt ihr bestimmt nicht!

Musik – so meine Ansicht in meinem 66ten Lebensjahr – ist die am wenigsten faßbare und am meisten bewegende Kunst. Worte haben mit Rhythmus und Klang noch Anteil an ihrem Wunder.

Bilder müssen sich dafür schon ganz schön anstrengen und gerade dann sind sie nach ein paar Jahren meist so abgehangen wie ein alter Kandinsky im Museum. Wenn ich noch einmal auf diese Welt kommen sollte, legt ihr mir dann bitte eine Posaune in die Wiege?

© Thomas Klockmann
Hamburg, Juni 2021
www.kukii.de

Die Bilder zu den Geschichten in diesem Lesebändchen
sind in dem gleichnamigen Bilderheft zu finden